

Leni Schmidt-Hellwig:

Erste Frau im blauen Dunst

Früher, in jener erschreckend grauen Zeit vor rund dreißig Jahren, als die Welt noch in Ordnung war und das Leben nahezu reibungslos funktionierte, als Pastöre, Frisöre, Eltern und andere Erwachsene ein System kommunizierender Autoritäten bildeten, in dem Mütter und Väter, wenn, sagen wir, Lehrer das Verhalten ihrer Kinder beanstandet hatten, panisch, massiv und sofort den Druck nach unten weitergaben – in jener guten alten Zeit erschien Leni Schmidt-Hellwig in Warstein wie ein Fremdkörper. Ich habe noch das Bild vor Augen, wie sie einmal schnurstracks, nicht mit aufgebauschter Erregtheit, sondern verblüffend selbstverständlich, den Chef des damaligen Progymnasiums, von dem noch die Rede sein wird, aufsuchte, um ihrem Sohn in irgendeinem Ärger, wie man ihn derzeit ständig bekam, beizustehen.

Leni Schmidt-Hellwig, die Unkonventionelle, erinnert in ihrer munteren, geradezu jugendlich-strahlenden Art ein wenig an Maude aus dem legendären Außenseiter-Kultfilm *Harold and Maude*. Und wie immer man stehen mag zu weiblichen und männlichen Zeitgenossen, die im Verdacht stehen, an hellichtem Tage auf der Straße plötzlich ein offenes Tänzchen zu wagen: Für eine 84jährige ist Leni eine erstaunliche Kontrastfigur zu vielen Gleichaltrigen, die sich im hohen Alter gänzlich dem Jammern und dem Verdruss hingeben. Da ist wieder etwas von dem Stolz zu verspüren, den die immer rabenschwarz gewandeten Alten einst selbst in ihrer Gebrechlichkeit wahrten. Obwohl sie, Leni, als Kirchenferne, ja nicht so wohlfeil gegen das Jenseits abgesichert ist ...

Mit Leni Schmidt-Hellwig soll hier eine Warsteinerin vorgestellt werden, die als erste Frau im Rat der Stadt ein Stück (Frauen-)Geschichte gemacht hat, die zudem auf ein ungewöhnlich bewegtes Leben zurückblicken kann und die nicht zuletzt ein Gegenbeispiel abgibt für die oft behauptete und angestrebte Gleichförmigkeit des Lebens und der Bevölkerung in einer kleinen Stadt wie Warstein.

„Mal ganz pathetisch gefragt, Leni: Woher nimmst du die Kraft, so unverdrossen deinen Weg zu gehen?“ Nach einer langen Zeit voll Erzählens und Erinnerns weiß sie auf diese Frage im Moment nichts zu sagen. Aus einem betont gesunden Leben? Na ja, aber das wird's allein nicht sein. Irgendein kleiner privater Glaube als Ersatz für die Mutter Kirche? Ein bisschen moderne Esoterik, Steine, Erdkraft oder Wiedergeburt, vermischt mit einer Prise östlicher Religion in unverbindlichen Portionen, die nicht weh tun? Nein, dazu ist sie zu klaren Kopfes. „Vielleicht, weil ich zu sehr für Harmonie bin!“, trumpft sie endlich auf. Wie das? Nun, die vielen Spannungen im Elternhaus, die sie miterlebte, die Härte des Alltags im Berliner Hinterhof und die üblichen harten Jahre während des Krieges, der Flucht und der frühen Nachkriegszeit waren dann doch eine große Herausforderung, alles besser zu machen. Unsere Stadt wird, anders als ich erwartet hatte, in der Aufzählung der schweren Seiten nicht genannt. Zunächst nicht.

Leni Schmidt-Hellwig kam erst nach dem Krieg nach Warstein. Sie zog aus Berlin hierher. Trotzdem war es eine Art Rückkehr: In Warstein nämlich hat sie ihre Wurzeln. Die Mutter, eine geborene Hesse, wie man hier sagt, ist eine Hiesige, die es nach Berlin verschlug (junge Leute verließen früher noch das Elternhaus, um Erfahrungen zu machen). In der Hauptstadt, in einem Haushalt arbeitend, lernte sie dann „den Hellwig“ kennen, Schlosser von Beruf und ein Linker von Gesinnung, auf jeden Fall ein unruhiger Geist, den es zu Höherem trieb – woraus, zumindest zunächst, wenig wurde. Nicht, weil Leni zur Welt kam, 1913, denn sie wurde sowieso größtenteils allein erzogen von der Mutter. Vielmehr weil der Vater in Haft genommen wurde, in Festungshaft, weil er nämlich den Dienst an der Waffe, den Einsatz für Volk und Vaterland, wie nur sehr wenige im Weltkrieg Nr. 1, verweigerte! Später, in linken

Zeiten der unruhigen Weimarer Zeit, hatte der unstete Erzeuger als Gewerkschaftssekretär bessere Karten; aber er blieb nur bei der Familie, bis Leni 15 war.

Das Einzelkind Leni hatte eine für hiesige Verhältnisse ungewöhnliche Erziehung. Sie wuchs kirchenfern heran und erlebte die Jugendweihe statt der Kommunion! Die Lebensverhältnisse waren extrem bescheiden: ein Zimmer, keine Toilette, 2. Hinterhof, 3. Stock. Die Mutter arbeitete ganztags, mit Unterbrechungen. „Gehungert haben wir zwar nicht, aber es war schon unterste soziale Ebene.“ Andererseits aber genoss sie eine gute Ausbildung: Mittelschule, Gymnasium, Abitur.

An ein Studium war allerdings nicht zu denken. Sie besuchte eine Fachschule und arbeitete dann, ab '33, als Sekretärin bei der Victoria-Versicherung, zugeordnet einem Fachmann für die Abteilung Eisenbahnunfallversicherung, die international organisiert war und weltweit als Nummer 1 galt. Dr. Blumenthal hieß der Experte, ein Jude, hochqualifiziert, zehn Sprachen beherrschend; er wurde – man möchte beinahe sagen: erst – 1938 entlassen. Leni ging dann auch und musste sich neu bewerben.

Es war nicht einfach, als Tochter eines Gewerkschaftssekretärs in tiefbraunen Zeiten unterzukommen. Die Reichsfrauenführerin weist sie, trotz Qualifikation, aus diesem Grunde ab. Vorher war sie schon aus der SS-Hauptunterkunft in der Wilhelmstraße „achtkantig wieder herausgelaufen“, als sie die vielen „schwarzen blankgescheuerten Stiefel“ sah und hörte. Aber die Personalabteilung beim Generalinspekteur für das Deutsche Straßenwesen nahm sie, ohne ihre Linientreue zu checken, sofort. „Können Sie gleich hierbleiben?“

Nach der Begeisterung zu urteilen, mit der Leni von diesem Lebensabschnitt erzählt, begann nun ihre glücklichste Zeit. Das Amt im Brandenburger Tor stand unter der Leitung des legendären Dr. Fritz Todt und hielt auf Abstand zum System. Ein freierer Umgang wurde gepflegt. „Wir haben viel Spaß gehabt!“

Sie arbeitete sehr eng mit Xaver Dorsch zusammen, dem Leiter der Organisation Todt und zweiten Mann im Haus. Dorsch hat später, nach Todts Tod, bei der Übernahme des Hauses durch Albert Speer, eine Rolle gespielt, die ihm viel Platz in dickleibigen Darstellungen sicherte, welche sich den wenigen mysteriösen Nischen im Nazi-System widmeten, wie ebenfalls in den brikettschweren Biographien der schillernden Personen in Hitlers Umgebung. Todt, ein herausragender Ingenieur, wurde bekanntlich als Erbauer der Autobahn legendär, wirkte wie ihr Erfinder, was ihm eine bis heute fortwirkende Berühmtheit einbrachte. Und eine gewisse Narrenfreiheit beim „Führer“, der ja solche Leute brauchte. Dabei lagen die Pläne für die Autobahn schon fertig in den Schubladen, als die Faschisten sich die Macht stahlen! Sie wurden dann nur ausgeführt.

Todts Haus nahm eine grandiose Entwicklung im „1000jährigen Reich“, bis eines Tages der Parteigenosse und Rüstungsminister Todt, dem eine gewisse Aufrichtigkeit zugeschrieben wurde, bei einem Polen-Besuch die schockierende Wirklichkeit der NS-Politik, die bare Unmenschlichkeit, erfuhr, als er nämlich konkret miterlebte, wie unvorstellbar grausam polnische Kriegsgefangene behandelt wurden. Es kam zu jener legendären lauten Auseinandersetzung mit Hitler, die Todt nur um eine Nacht überleben sollte. Der wohl eher unpolitische, naive Todt glaubte offensichtlich, seinen Führer mit vernünftigen Argumenten erreichen zu können ... Am nächsten Tag stürzte seine Maschine ab. Der junge Albert Speer, der eigentlich mitfliegen sollte, war zu spät zum Abflug erschienen – er überlebte jedenfalls und übernahm das Haus des (Ab)Gestürzten!

Allerdings stieß Speer auf eisige Ablehnung an seiner neuen Wirkungsstätte. Xaver Dorsch, Lenis Chef, war die Zentralfigur dieser erstaunlich massiven Mobbing-Aktion, mit der die Belegschaft dem Vorgänger die Treue hielt und dem Neuen signalisierte, für wie verantwortlich man ihn für diese dubiosen Vorgänge erachtete.

Wie ist Leni-Schmidt-Hellwig, fragt man sich verwundert, denn nur so unbehelligt durch jene Zeiten gekommen? Es war wohl nicht nur die relative Liberalität im Hause Todt/Speer – es lag an ihrem Äußeren! „Ich entsprach damals ziemlich genau dem herrschenden Frauenbild,

dem skandinavischen, nordischen Typus. Das machte mich sozusagen unverdächtig“, sagt sie und lacht.

In großartigen Fotos, die „ihr Willi“ aufgenommen hat, kommt dieses „Nordische“ gut zum Ausdruck, die ranke, blonde Natürlichkeit der jungen Leni. Sie unternahm damals mit dem Herrn Schmidt viele Faltbootfahrten in der mecklenburgischen Seenplatte, Ausflüge in die Alpen, Stadtbesuche – man hat sich ja abgewöhnt, für die Jahre der Nazi-Herrschaft, der Judenverfolgung und -vernichtung sowie des Krieges Idyllen für junge Menschen als möglich zu erachten. Aber es gab sie, und Willi Schmidts Fotos machen das in eindrucksvoller Weise deutlich.

Lenis späterer Mann war Buchbinder im Reichspatentamt. Er hatte es, kurz vor der Machergründung, gerade noch geschafft, fest angestellt zu werden. Er war ein Linker, sympathisierte mit den Kommunisten – sein damaliger Freund Wipp, ein Trotzkiist, der heute in den USA lebt, war übrigens vor einiger Zeit in einer Biok-Sendung zusammen mit seiner Frau, die einst Schreibkraft bei Oskar Schindler war, zu Gast; sie hatte Schindlers Liste geschrieben! – und hatte eine besondere Neigung zur Kultur: Neben dem Fotografieren war er talentiert vor allem als Violinist.

Zum Soldaten taugte er weniger. So hoffte wenigstens seine junge Frau Leni, die ihn, als er trotz seines relativ fortgeschrittenen Alters schon früh eingezogen wurde (Leni?: „Das waren ganz klar Machenschaften der Nazis an seiner Arbeitsstelle!“), mit pazifistischen Schwüren bearbeitete. „Komm’ mir ja nicht als Unteroffizier wieder!“ So blieb er denn auch „ein kleiner Soldat“, erlebte keinen Aufstieg durch Anpassung oder besondere Tapferkeit, und seine junge Frau nutzte ihre Beziehungen, um ihn zumindest zur Geburt seines ersten Kindes nach Hause holen zu können. Später aber war er lange Jahre fern, in Gefangenschaft.

Leni blieb in Berlin, „bis man russische Kanonen hörte“. Dann ging’s ab nach Warstein. Sie lebte hier, mit ihrem kleinen Kind, bei dem Bruder der Mutter, der ihr großzügig Platz freimachte, beengt und bescheiden, es ging ihr wie vielen, die hatten fliehen müssen und den Wert der Provinz in schlechten Zeiten zu schätzen lernen.

Hier in Mutters Heimat machte sie dann auch die Bekanntschaft mit dem jungen Warsteiner Heinrich Hahne, dem jüngst verstorbenen Pädagogen und Publizisten, mit dem sie immer in Verbindung blieb, auch als er diesen Ort, wie so viele, verließ, weil man ihn hier nicht haben wollte. Aber davon später mehr ... Mit Hahne arbeitete sie auf dem Feld, in der Erntehilfe während der Sommermonate, bis sie gemeinsam wieder aufbrachen zurück ins ausgebombte Berlin. Leni fürchtete, durch Abwesenheit das Wohnrecht zu verlieren. „Das hörte man so, denn an genaue Informationen war in dieser Zeit nicht zu denken.“ Und Hahne sagte „Ich komm’ mit!“, er hatte sozusagen noch einen Koffer in Berlin – einen Koffer oder Regale voller Bücher bei seinem Professor.

Leni wohnte beim Vater, in einer ausgebrannten Wohnung, und fand dann auch Arbeit; wieder bei einem Mann, von dem man später noch viel hören sollte: Dr. Willibald Pschyrembel. „Der Pschyrembel“, ein Klinisches Wörterbuch, ist trotz seines zungenbrecherischen Namens ein Standardwerk für Mediziner, wurde und wird millionenfach verkauft. Der Autor wirkte damals als Frauenarzt am Friedrichshainer Krankenhaus, wo Leni einige Monate arbeitete, während sie auf ihren Willi wartete.

Im Sommer 1946 ging’s wieder zurück nach Warstein. „Warum das, Leni?“ „Wir hatten Angst, Berlin würde abgeschnitten vom Westen. Ich konnte Mutter und Kind doch nicht allein lassen in Warstein!“ Es war eine richtiggehend abenteuerliche Flucht, von der die junge, alte Frau im Rückblick über ein halbes Jahrhundert erzählt, eine Fahrt mit dem letzten Kohlenzug aus der Hauptstadt heraus, mit gefälschten Papieren, es kommen vor: misstrauische sowjetische Soldaten, Sprünge vom Waggon, stundenlanges Warten in der dunklen Nacht, Unsicherheit und Angst, Verstecke im tiefen Kornfeld oder flach auf den Schienen, ein Rucksack mit dem Allernotwendigsten nebst der wertvollen Geige für den Willi, dessen Schlaufen sich unter einer Achse verhaken ... „Nie würde ich hier ungeschoren

davonkommen, dachte ich.“ Aber sie schafft es.?Über Hamburg geht es, in völlig überfüllten Zügen und auch zu Fuß, irgendwie zurück nach Warstein. Glück gehabt.

Nein, noch mehr Glück: Zehn Tage später steht ihr Willi auf der Schwelle! Fast am gleichen Tag war er aus der Gefangenschaft in Südfrankreich ausgebrochen und per pedes nach Norden heimgezogen. Happy End, Abenteuer zu Ende, Alltag.

Man bekam ein bisschen Wohnraum zugeteilt in einer der Baracken am Sportplatz Kofflerstraße, von denen es damals mehrere Kleinsiedlungen in Warstein gab, so wie heute die „Container“ für Flüchtlinge. Willi fand Arbeit im Betrieb Dittmann Neuhaus, als Arbeiter an der Presse, um Achsen zu richten, und Leni selbst war halbtags tätig in der Wohnstättengenossenschaft.

Das Leben normalisierte sich:Den Schmidts wurden zwei Kinder geboren: Lisa, 1948, später Grundschullehrerin im Hessischen, und Georg, 1950, heute Staatsanwalt bei der Finanzverwaltung Wuppertal. Und es wurde gebaut, eines jener kleinen Monopoly-Häuschen in der Rangesiedlung, im östlichsten Zipfel der Stadt. Dort wohnt Leni heute noch mit ihrem Willi, allein; Haus und zugewachsenes Grundstück eine Idylle, soweit es die naheliegende Steinbruch-Mondlandschaft und deren Betriebslärm zulassen.

Ein Steinunternehmen wurde auch Lenis späterer Arbeitgeber, als ihr in der Genossenschaft plötzlich, kurz vor der Festanstellung, „der Stuhl vor die Tür gesetzt wurde“. Josa Risse bot ihr, bei einem der Kulturabende im Kolpinghaus – der später berühmte Hugo Kükelhaus aus Soest hatte einen Vortrag gehalten –, generös an, halbtags bei ihm in der Verwaltung zu arbeiten. Das hat sie dann auch sieben Jahre getan.

1960 begann noch ein anderes Kapitel ihrer Vita. In der Legislaturperiode bis 1964 rückte sie, als erste Frau, in den Rat der Stadt Warstein ein. Ihr entfernter Vetter Heinz Hesse von der SPD hatte sie gefragt, und sie wurde aufgestellt, obgleich sie Wert darauf legte, parteilos zu bleiben. Es war die Periode, in der auch der Brauerei-Seniorchef Paul Cramer im Rat saß; damals wurde das scheußliche Warsteiner-Hochhaus am Alten Braugässchen beschlossen und gebaut.

Viel ist Leni aus dieser Zeit nicht mehr in Erinnerung, außer einem Waldbegang eher Anekdotisches. Wie sie, übrigens zusammen mit Paul Cramer aus der anderen Fraktion, der ebenfalls Nichtraucher war, dafür kämpfte, dass in den Sitzungen der Stadtvertretung nicht geraucht würde. „Man sah den Bürgermeister ja nichtmals mehr durch den blauen Dunst!“ Bürgermeister war damals Hermann Risse, Amtsdirektor war Albert Hense, „auch er zum Glück ein Nichtraucher.“ Leni hatte das Gefühl gehabt, man würde sie mit diesem Ansinnen in der Luft zerreißen – was war damals nicht alles Provokation! –, aber sie setzte sich durch. „Sonst habe ich nicht oft den Mund aufgemacht.“ Es sei alles – das ist die übliche Erfahrung von Novizen und Novizinnen der Kommunalpolitik – so kompliziert gewesen, und sie wollte erstmal den Betrieb kennen lernen. Bei der Aufstellung der Kandidaten und Kandidatinnen für die nächste Legislaturperiode allerdings hatte man dann in der SPD das Interesse an ihr verloren, da sie sich weigerte, Parteimitglied zu werden.

„Ist dir Warstein nie zu eng geworden, Leni?“ Nein, meint sie, ihre Aufgaben seien so vielfältig gewesen. In einer gewissen schwärmerischen Art stürzte sie sich in die verschiedensten Aktivitäten, damals in der frühen Nachkriegszeit waren es vielfach kulturelle Veranstaltungen, die zeitweise der schon vor ihr wieder zurückgekehrte Heinrich Hahne veranstaltete, und in der jüngsten Vergangenheit war es beispielsweise der Einsatz gegen den Brühne-Reaktor, den sie sicher als Älteste mitverfocht. Sogar zu einer demonstrativen Kandidatur für den Kommunalwahlkampf war sie wieder bereit, bei den letzten Wahlen vor zweieinhalb Jahren.

Ein anderer Einsatz scheint mir viel wichtiger, er ist bezeichnender für die Verhältnisse in den Grauen Jahren nach dem Krieg, die nie in den Festschriften und glorifizierenden „historischen“ Denkschriften in ihrer wahren Qualität gewürdigt werden. Es war die Entscheidung der Frage, wer Nachfolger des verstorbenen Dr. Gutermann als Rektor des

Warsteiner? Progymnasiums werden solle. Hochqualifizierter Kandidat war, wer sonst?, der schon mehrfach erwähnte Heinrich Hahne, aber er stieß als damals eher links Einzuordnender und Freigeist auf Widerstand, was nicht weiter verwundern darf. Besser ins klerikal-gutbürgerliche Bild passte Dr. Egon Enste. Leni focht, versteht sich, für Heinrich Hahne, und tatsächlich neigte sich die Meinung in den entscheidenden Gremien dem Qualifizierteren zu. Bis der Klerus sich einschaltete! Für die Kirche war Enste der Wunschkandidat, und man wandte sich, erzählt Leni, an die zuständigen Stellen in Münster ...

Nun, wir wissen, wer das Rennen machte. Hahne ging nach Wuppertal, dort wurde etwas aus ihm, und man konnte in den vergangenen Jahrzehnten viel Eindrucksvolles von ihm lesen, durchaus konservative, bildungsbürgerliche Kommentare zu den Entwicklungen in Gesellschaft und Pädagogik – aber mit Niveau! Und in Warstein kam ein Warsteiner in diese wichtige Position, sicher eine der Ursachen, dass die Warsteiner „Oberschule“ es nie zu besonderem Ansehen brachte. (Es kann einen mitunter rasend machen, zu sehen, wie verblendet man in der Provinz Entscheidungen fällt, wie vorhersehbar bornierte Kreise genau die falschen Entwicklungen einleiten, da es an klugen, öffentlichen Diskursen fehlt.) Und all das hat Leni Schmidt-Hellwig munter ertragen? Nein, es gab dann doch zumindest eine Entwicklung, die Leni als Mutter zu konsequentem Handeln zwang – und es wundert uns nicht, dass dies im Zusammenhang mit der religiösen Erziehung steht. Für ihre Tochter Lisa nämlich wurden die Verhältnisse in der katholischen Volksschule so bedrückend, als die Eltern sie, trotz des Aufmarschs von Lehrerinnen und Geistlichen, nicht zur Kommunion gehen lassen wollten – wengleich sie getauft war, und zwar in Lenis Abwesenheit eigenmächtig von der Großmutter –, dass Schmidts entschieden, das Kind quasi ins schulische Exil zu schicken ... Wohin wohl?? Klar: nach Berlin! Allein saß das Kind 1951 im Zug und wohnte dann eine lange Zeit beim Bruder des Vaters in der Großstadt, um eine schulische Ausbildung zu erhalten. Man stelle sich einmal vor, so etwa passiere heute! „Erst vor einiger Zeit hat mir meine Tochter dann doch einmal gesteckt, wie schlimm diese Zeit für sie war!“ All das scheint vergessen. Ist vergessen. Heute fällt Leni kaum noch auf im Stadtbild bzw. in der Öffentlichkeit, beispielsweise bei kulturellen Veranstaltungen, die sie noch eifriger als manch Jüngere/r besucht. Höchstens, wie gesagt, durch ihre geradezu jugendliche Munterkeit. „Nur kann ich ja kaum noch aus dem Haus!“ Vor Jahren sah man sie häufig, und immer zusammen, Willi und Leni, unverdrossen Wind und Wetter, Schnee und Eis trotzend, zu Fuß Veranstaltungen besuchend.

Heute ist das nicht mehr möglich. Selbst im Gehen behindert, kümmert Leni sich fast allein um ihren hochbetagten (93? Jahre!) Mann Willi, der zu einem Pflegefall geworden ist – „ein Heimaufenthalt kommt nicht in Frage!“ –, und das fesselt sie ans Haus. Am Schreibtisch kümmert sie sich nun um das Zeitgeschehen, liest sich durch eine große Bibliothek und spart nicht an bissigen Randbemerkungen mit dem Bleistift. Oder sie genießt, was ihre und ihres Mannes besondere Leidenschaft war, die Musik, über die technische Wiedergabe.

„Der Willi hat jetzt leider gar nichts mehr davon“, bedauert sie. Doch dann geht sie wieder auf ihn zu: „Aber sieht er nicht gut aus, mein schöner Willi?“ Sie strahlt und streichelt ihm die Wange: „Keine Falte im Gesicht!“

Werner Braukmann

Fragen und Antworten

Ihre liebste Romanheldin

-

Ihr liebster Romanheld

- Hamsun, Hesse

Lieblingsautor/in

- Rilke

Lieblingskomponist/in

- Mozart, Schubert, Tschaikowsky

Lieblingsbeschäftigung

- Lesen, Reisen, Schwimmen, Diskussion, Tanz

Welche Sendung im Fernsehen treibt Sie nicht zur Verzweiflung?

- Berichte über Tiere, Natur, Reisen, Medizin und – „Derrick“

Lieblingskünstler/in

- Kolbe

Lieblingfilm

- Rühmanns

Was würden Sie unternehmen, wenn Sie einen Tag lang unser Land regieren könnten?

- Jeden kommandierenden General zwingend auffordern, persönlich das Anwesen seiner Nachbarn einschließlich Lebenden zu zerstören – wofür er ja 1000fach bei den Nachbarländern verantwortlich ist.

... und was, wenn Sie Bürgermeister/in wären?

- Im Haushaltsplan feststellen zu lassen und zu veröffentlichen: a) wie hoch sind unsere Schulden, worin sind sie begründet? b) wie hoch ist die Zinslast aus diesen Schulden und seit wann?

Ihr liebster Gesetzesbruch?

- zu lieben

Die drei klügsten Köpfe unserer Zeit

- W. Brandt, Gorbatschow, Lebed

Was gefällt Ihnen an Warstein

- Seit 50 Jahren lebe ich in Warstein – einschließlich der Verwandten meiner Mutter in der 5. Generation –, die gewachsenen Wurzeln sind gravierend. In der Rangesiedlung ist unser Anwesen ein kleines Paradies geworden, mit 30 Bäumen im Osten Warsteins.

Was ärgert Sie an unserer Stadt

- Der Gedanke, in der Hauptstraße leben zu müssen – aus welchen Gründen auch immer – bringt mich dem Wahnsinn nahe.